

Wolfgang Thielmann

Vortrag vor der Kreissynode Köln-Nord am 12. November 2016

Lutherdämmerung

Was bedeutet Reformation für die Menschen von heute?

Anrede und Dank

„Wenn mich nicht alles täuscht, wächst in diesen Tagen die Aufnahmebereitschaft der Menschen für Luther“ - so hat Bundesfinanzminister Wolfgang Schäuble am vergangenen Sonntag sein Grußwort vor der Synode der EKD in Magdeburg intoniert. Ich vermute, er hat recht. Die Reformation ist in den Medien präsent. Wir Journalisten können Stücke zur Reformation, vor allem über Luther, anbieten, und sie werden gedruckt. Das ist unser Indiz, dass das Interesse gewachsen ist. Und nicht nur die Religionsfachleute in den Zeitungen schreiben darüber - das ist schon mehr als ein Indiz. Unsere Kollegen in den Feuilletons wollen mitschreiben. In der FAZ konnte Friedrich Christian Delius Luther bescheinigen, er habe die Reformation versemelt, weil seine Erbsündenlehre auf einem Übersetzungsfehler beruhe. Im März will er ein Buch mit dem gleichen Titel nachschieben. Jürgen Kaube, der Feuilletonchef, beklagt unter der Überschrift "Lasst uns froh und Luther sein" ein "Festival des Banalen". Ich weiß nicht, wie es Ihnen damit geht. Fühlen Sie sich ertappt? Oder verstanden? Ich muss über solche Versuche zunehmend lächeln. Und nehme es als Beweis: Wenn die Ressortleiter das Thema entdecken, ist es eins.

Andere sind weiter. Der Bundestag hat die Reformation schon vor sieben Jahren zum Ereignis von weltpolitischer Bedeutung erklärt und Millionen bereitgestellt. "Die Reformation", heißt es im zweiten Beschluss von 2011, "als ein zentrales Ereignis in der Geschichte des christlich geprägten Europas hat die Entwicklung eines Menschenbildes gefördert, das von einem neuen christlichen Freiheitsbegriff maßgeblich beeinflusst wurde. Sie war wichtig für die Ausbildung von Eigenverantwortlichkeit und die Gewissensentscheidung des Einzelnen. Damit konnten sich die Aufklärung, die Herausbildung der Menschenrechte und die Demokratie entwickeln. Durch die Reformation wird bis heute das religiöse Leben und die kulturelle Entwicklung in Musik, Kunst und Literatur entscheidend mitgeprägt. Die Übersetzung der Bibel durch Martin Luther ins Deutsche war zum Beispiel für die Entwicklung und Verbreitung der deutschen Sprache von wesentlicher Bedeutung.“

Der Deutsche Kulturrat hat ein Magazin herausgegeben mit dem schlichten, radikalen Titel, den zu verwenden sich eine Kirche nie trauen würde: Martin Luther Superstar. Martin Luther ist eine Symbolfigur geworden für Wahrhaftigkeit, für Verantwortung und den Anspruch auf Mitsprache, weit über den religiösen Bereich hinaus.

Und natürlich hat sich die Kultur- und Tourismusindustrie des Themas Luther bemächtigt. 75 Millionen Euro sind bisher in die Renovierung der Lutherstätten in und um Wittenberg geflossen. Wer das kritisiert, sollte einmal in der Nähe der Reformationsstätten an der Elbe Urlaub machen. Dann wird er entdecken, wie bitter die Gegend auf Arbeits- und Einkommensmöglichkeiten angewiesen ist, unter denen der Tourismus eine wichtige Rolle

spielt. Überhaupt muss Kirche, wenn sie das kritisiert, aufpassen, dass sie in keine Arroganz verfällt. Sie könnte auch die Möglichkeiten der Tourismusindustrie als Anknüpfungspunkt sehen und den Leuten, so wie Paulus auf dem Areopag, verkünden, was sie unwissend verehren. Kirchen, haben wir bei Wolfgang Huber gelernt, müssen sich als intermediäre Institutionen in der Gesellschaft verstehen. Das ist ein starker Hinweis darauf, dass sie in solchen Fragen tunlichst Kooperationen schmieden, statt sich abzugrenzen.

Mein Eindruck im Blick auf die Kirchen ist ähnlich wie der von Wolfgang Schäuble: Auch in den Kirchen ist das Jubiläum allmählich angekommen.

Derzeit erleben wir den Moment, auf den die evangelische Kirche vorbereitet sein wollte. Jedenfalls nach dem Willen der Führungsgremien. Es war gut gedacht. Zehn Jahre lang sollte die evangelische Kirche ackern. Und dann gerüstet sein auf die Feier und die Jahre, die nach dem Jubiläum folgen. Mit der Botschaft, dass Gott hilft, rettet und tröstet. Mit ein paar Ideen im Kopf, wie der Funke überspringt, Menschen vom Glauben an Gott gepackt werden und evangelische Gottesdienste fröhlich, fromm und wichtig sind. Mit dem Willen im Protestantismus, zu wachsen, auch wenn die Demografie das erschwert. Mit ein paar Institutionen, die religiösen, künstlerischen und intellektuellen Glanz verbreiten, der in die Gesellschaft und auch bis in die Gemeinden in Kleinstädten und Dörfern strahlt. Und mit Ideen, wie das Land neue Zuversicht gewinnt und die Politik menschlich bleibt. So wollte es ein Impulspapier der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD), das vor zehn Jahren vorgestellt wurde.

Die Lutherdämmerung im Jahr 2017 sollte dann Anlass sein, zu feiern. Und aus den Anfängen vor einem halben Jahrtausend Kraft zu schöpfen, aus dem Jahr 1517, als Martin Luther mit seinen Thesen gegen den Ablasshandel eine Erneuerung anstieß.

Das jedenfalls halten alle Beteiligten fest, die nichtkirchlichen wie der Deutsche Kulturrat noch unbefangener als die Kirche. Die Zeit, die wir Reformation nennen – der Begriff kam gegen Ende des 16. Jahrhunderts auf – entfachte einen Aufbruch unter Christen, der die gesamte Gesellschaft ergriff. Die Erleichterung darüber, vor Gott gerechtfertigt zu sein, setzte Kräfte frei, die Welt zu gestalten. Das neue Bild vom Beruf, das Luther schuf, also die Vorstellung, dass ich nicht nur mit dem Dual „Ora et Labora“ im Kloster Gott die Ehre gebe, sondern auch mit Haus- und Feldarbeit, mit Entwicklung, Produktion und Verarbeitung, mit Handwerk und Handel, mit Wirtschaft und Wissenschaft, ohne dass Gebete den Tag strukturieren wie heute noch oder wieder bei unseren muslimischen Mitbürgern. So gesehen wäre die Reformation auch ein Widerspruch gegen die neue Sakralisierung des Alltags, die weite Teile des Islams heute mitbringen. Und wenn ich richtig sehe, war Luther der erste Bürgerliche, ohne adlig, Heerführer oder Bischof zu sein, der gegen alle Übung der Zeit 1521 vor dem Reichstag sprechen konnte, ein ungeheuerlicher Vorgang.

Die evangelische Frömmigkeit hat Paul Gerhardt hervorgebracht und Johann Sebastian Bach. Pfarrer sind daran gegangen, die Welt zu gestalten, wie der Berliner Johann Peter Süßmilch, der Vater der Statistik, der begann, Kirchenbücher auszuwerten. Und sie hat Pfarrerskinder wie Gotthold Ephraim Lessing hervorgebracht, Friedrich Nietzsche, Rezzo Schlauch, Johannes Rau und Angela Merkel.

Aus der Reformation entwickelten sich, als noch ein paar andere Zutaten dazukamen, die Voraussetzungen für einen modernen, demokratischen und toleranten Staat, die Teilung der Gewalten und die Wertschätzung des Einzelnen.

Es gehört zu den Merkwürdigkeiten des Jubiläums, dass manches neu aufgelegt wird, was wir schon hinter uns haben. "Healing of Memories" zum Beispiel heißt das Projekt, das unter dem Titel „Lehrverurteilungen-kirchentrennend?“ schon 1986 solide theologisch abgearbeitet worden ist. Seitdem erscheinen die lutherischen Bekenntnisschriften und unsere Gesangbücher mit einer Fußnote. Sie besagt, dass die Verurteilungen in den alten Texten die Partner vor heute nicht mehr treffen. Leider hat die katholische Seite sich bis heute nicht offiziell zu dem Ergebnis verhalten.

Die katholische Kirche erinnert zudem daran, dass die Reformation auch die Einheit des Abendlandes gespalten hat und den Kontinent in Religionskriege stürzte. Interessant daran finde ich, wer wem welche Vorwürfe macht. Es gebe nichts zu feiern, lautete ihre erste Botschaft vor etwa vier Jahren. Der damalige katholische Ökumenebischof Gerhard Ludwig Müller wollte das katholische Lutherbild der Fünfzigerjahre wiederbeleben, das eines Spalters und Dissidenten, eines frühen Piusbruders. Diese Linie, die in milderer Form auch der Präsident des vatikanischen Einheitsrates, Kurt Koch, vertrat, hat sich so nicht durchgesetzt. Trotzdem haben die Katholiken erkämpft, dass Protestanten sich auf ihre Nomenklatur einlassen. Auch sie reden mittlerweile vom Reformationsgedenken. Und sie feiern gemeinsam ein Christustag, auch wenn die Reformation 500 Jahre alt wird und nicht Christus. Ich habe in meiner Zeitung darauf hingewiesen, dass eigentlich alle mitfeiern können, auch die katholische Kirche von heute, denn auch sie ist ein Kind der Reformation, und selbst die Piusbrüder könnten sich beteiligen, denn ihre alte Messe ist eigentlich eine neue Messe, mit der das Konzil von Trient auf die Reformation antwortete. Und die evangelische Kirche könnte etwas deutlicher betonen, dass sie nicht 500 Jahre alt ist, sondern 2000. Und dass sie vielleicht nicht die letzte Reformation gesehen hat.

Die evangelische Kirche brauche eine neue Reformation, dachte der damalige EKD-Ratsvorsitzende Wolfgang Huber. Er gab den Impuls zum Impulspapier, als er vor 13 Jahren an die Spitze der EKD gewählt wurde. Und zur neuen Lutherbibel. Und zu einer neuen Konzentration der evangelischen Kirche, auf die Frage zum Beispiel, wie man einen gnädigen Gott oder wie man überhaupt einen Draht zu Gott bekommt. Bis 2014 sollte jede evangelische Gemeinde in Deutschland unter ihren Angeboten einen Kurs vorhalten, der zeigt, wie man zum Glauben findet. Und die Kirche sollte sich strukturell auf die Zeit nach 2017 vorbereiten, wenn der große Lutherkater einsetzt und die Finanzkraft mit den Strukturen nicht mehr Schritt hält. Dann sollte es weniger Landeskirchen geben und mehr Leuchttürme, die zeigen, wie evangelisch geht.

Nun hat das Fest begonnen. Die neue Lutherbibel ist erschienen. Die Bearbeiter haben mehr Luther gewagt und weniger Moderne. Jetzt klingt die Bibel frommer und leidenschaftlicher: »Wie der Hirsch schreit nach frischem Wasser, so schreit meine Seele, Gott, zu dir« heißt es wieder im Psalm 42. So hatte es Luther übersetzt und Felix Mendelssohn Bartholdy vertont. In der letzten Revision von 1964 lechzte der Hirsch bloß. Die evangelischen Gemeinden könnten im Jubiläumsjahr eine Relektüre der Bibel beginnen, die ihre Frömmigkeit begründet. Aber ich weiß nicht, wie viele von ihnen nicht einmal nach Gott lechzen, geschweige denn, dass sie nach Gott schrien.

Es ist kompliziert geworden. Auch die Gesellschaft ist ja nicht vom Glauben gepackt und vom Wunsch, vorbereitet zu sterben, sondern von der Angst auf hohem Niveau: vor dem Brexit, dem Terrorismus, den Flüchtlingen, vor anhaltenden Niedrigzinsen und dem Islam. Ein Ruck nach rechts wird seit dem Wahlsieg von Donald Trump wohl unübersehbar deutlich. Er hat längst auch die Kirchen erreicht. In der katholischen spüren die Piusbrüder Auftrieb. Sie

wollen nicht nur besonders fromm sein. Sie fordern auch einen intoleranten Gottesstaat. Auch im Protestantismus wachsen Abspaltungen, wenn auch noch nicht in Deutschland. In Lettland hat die lutherische Kirche die Frauenordination abgeschafft. Protestanten empfinden das als Ohrfeige, denn sie gehen mit dem theologischen Fortschritt. Es ist nicht vorgesehen, dass sich ein Teil von ihnen im 499. Jahr nach der Reformation zurückwendet. Dabei ist es weltweit der Normalfall. Das Christentum wird jünger, konservativer und intoleranter. Die Evangelische Kirche im Rheinland hat schnell noch die Kurve bekommen. Bevor das große Healing of Memories mit der katholischen Kirche kommt, feiert sie einen Versöhnungsgottesdienst mit dem linken Flügel der Reformation, den Nachfahren der Täufer, durch deren Vertreibung sich die Reformation in die ganze Welt ausgebreitet hat, die aber in Deutschland klein bleiben, weil die Allianz von Thron und Altar kirchliche Wettbewerber außen vor hielt. In der Kirche zwischen Brandenburg und Görlitz stehen Wahlen an, und die Verantwortlichen fragen sich, wie sie AfD-Mitglieder und Pegida-Sympathisanten außen vor halten können.

Und die Kirche hat nicht geackert. Oder: Sie hat anders geackert. Irgendwie ist viel beim Alten geblieben. Vielleicht deshalb stellt sich in den meisten Gemeinden erst allmählich Feierlaune ein. Vor kurzem verteilte die Evangelische Kirche in Deutschland das letzte ihrer zehn Themenmagazine, die das Reformationsjahr vorbereiten sollten. »Gott neu vertrauen« lautet sein Thema. Thies Gundlach bringt es dort auf den Punkt, der theologische Vizepräsident im EKD-Kirchenamt: »Ohne Glauben«, schreibt er, »bleibt eine Hülle übrig, ein vielleicht sinnvolles Handeln und eine plausible Geste.« Gott sei »neu zu denken, zu entdecken, neu zu feiern und neu ins Gespräch dieser Gesellschaft zu bringen«, schreibt Gundlach, als verkünde er einen Gremienbeschluss. Aber die Sehnsucht nach Gott folgt keinen Beschlüssen. Norbert Bolz, der Medienwissenschaftler und evangelische Christ, empfiehlt in seinem neuen Lutherbuch nichts als eine Rückkehr zum Reformator. Der sei über die Hülle des Gutmenschentums zur Wahrheit des Wortes Gottes vorgestoßen. Heinrich Bedford-Strohm, der neue Ratsvorsitzende der EKD, erzählt land- auf, landab von guten Erfahrungen, die ansteckend wirken sollen. »Wir wollen Reformation erinnern als Wiederentdeckung jener Hoffnungsgeschichten, die sich um das biblische Gottesvolk Israel ranken und um Jesus Christus, den Gekreuzigten und Auferstandenen«, sagte er auf dem Jahresempfang der EKD im Sommer in Berlin. Das klingt sympathisch, braucht aber Zeit. Und es setzt voraus, dass evangelische Christen die Hoffnungsgeschichten der Bibel kennen.

Andere sind mit dem Feiern weiter. Der Spielzeughersteller Playmobil kommt mit der Produktion seiner Lutherfigur nicht nach. Die ersten 33 000 Exemplare waren in drei Tagen ausverkauft. Bis zum März 2017 rechnet Playmobil mit 650.000 verkauften Exemplaren, sagt Playmobil. Kein Wunder, ist Luther doch weltweit der mit Abstand bekannteste Deutsche. In einer Kolumne des Luther-Magazins des Kulturrates (sie erinnern sich?: Martin Luther Superstar) berichtet Dietmar Schwarz, der – streng katholisch erzogene – Intendant der Deutschen Oper in Berlin, wie er von der intellektuellen Auseinandersetzung der Protestanten fasziniert war und ihrer Neugier auf anderes, während in seiner Frömmigkeit der Ritus und die Inszenierung im Vordergrund standen. Stolz erzählt er von der religiösen Toleranz in seiner Geburtsstadt Biberach an der Riss: Protestanten und Katholiken kamen überein, die Stadtpfarrkirche gemeinsam zu nutzen, während anderswo noch Fürsten ihr Recht verteidigten, ihren Untertanen die Religion vorzuschreiben. Derweil arbeiten sich Theologen an den dunklen Seiten Martin Luthers ab, seinem Kampf gegen aufständische Bauern und seiner späten Judenfeindschaft. Sie fordern Distanzierung, so als könnte der Protestantismus die Reformation nachträglich zu einer Epoche ohne Ecken und Kanten

beschleifen, weil man mit ihren dunklen Seiten nicht feiern dürfe. Dabei hat es seinen Grund, dass die späten Schriften Luthers mit ihren fürchterlichen Urteilen über Juden im 20. Jahrhundert kaum verbreitet waren und etwa Dietrich Bonhoeffer sie offenbar gar nicht kannte. Nicht, weil sie einfach in Vergessenheit geraten wären - das anzunehmen ist allein wegen ihres Tons kaum nachvollziehbar. Vielmehr gerieten sie in Vergessenheit, weil man sie relativ früh theologisch aufgearbeitet hat.

Aus dem Rückspiegel betrachtet scheint mir: Wolfgang Huber hatte das alles nüchterner angepackt. Er wusste, dass man keinen Ruck inszenieren kann und keine Glaubenserneuerung. Aber man kann Voraussetzungen dafür schaffen. Scharf analysierte er die Milieuverengung der Kirchen: Ihr Einfluss geht zurück, und sie fügen sich und ziehen ihre Kreise kleiner. Ihr Angebot richtet sich immer bescheidener an die schrumpfende Kerngemeinde. Das zeichnet einen Weg ins gesellschaftliche Ghetto vor. Arbeit war angesagt.

Der Rückgang hat sich fortgesetzt: Weil die Zahlen der Theologiestudenten einbrechen, verkleinern die Universitäten ihre Theologischen Fakultäten. Und die Musikhochschulen schrumpfen ihre Abteilungen für Kirchenmusik. Seit 2006 brach die Zahl der angehenden Kirchenmusiker um ein Drittel auf rund 3000 ein. Dabei ist Musik eine Wurzel des Protestantismus. Die evangelische Kirche leidet an Wurzelschwund. Doch wer Pfarrer oder Kirchenmusiker werden will, findet immer eine Stelle.

Ich fürchte, dass es zu einem guten Teil die gewachsene Milieuverengung war, die viel Abwehr gegen das Impulspapier von 2006 entfachte. Vor allem Pfarrer, ohne die in der Kirche nichts läuft, fühlten sich kritisiert. Die Theologin Isolde Karle verlieh mit ihrem Buchtitel »Kirche im Reformstress« dem Widerstand einen Ausdruck, vor dem die Führung der EKD über Jahre kapitulierte. Die Beharrungskraft einer gewachsenen staatsparallelen Institution nahm dem Reformschwung Kraft. Unter Pfarrern wuchs der Argwohn, das Reformprogramm diene vor allem der Profilierung der EKD auf Kosten der Gemeinden. Das Impulspapier hatte diagnostiziert, dass die Kirche bis 2030 ein Drittel Mitglieder und die Hälfte ihrer Finanzkraft verliert. Der Mitgliederschwund verläuft seither fast planmäßig und hat sich zum bestbeschwiegenen Tabu der Kirche entwickelt. Am 31. 10 bemängelte Reinhard Bingener in der FAZ: Dem Reformationsjahr fehlt eine offene Debatte über die Strukturen der Kirche und den Glauben in der Moderne. Sein Kollege bei der "Welt", Matthias Kamann, fragte: Wofür Rechtfertigung, wenn es kein Höllenfeuer gibt, vor dem sie schützt? Gewiss, das ist eine dumme Frage, aber nicht klüger sind die EKD-Versuche, die Notwendigkeit der Rechtfertigung ins Innerweltliche zu verlegen."

Luther hat mit seinen Unterscheidungen die Kirche gespalten, aber auch Durchblick geschaffen: Gesetz und Evangelium, Glauben und Werke, sichtbare und unsichtbare Kirche, geistliches und weltliches Regiment. Damit hat er gesellschaftlich neue Räume eröffnet und den Menschen, das vor allem, neue Perspektiven auf sich selbst gegeben und ihre Selbstwahrnehmung geschärft. Bis heute sind es Luthers Unterscheidungen, die groben Pflöcke wie seine haarfeinen Schnitte, in denen die Reformation wirksam bleibt.

Aber bisher ist kein Handlungsdruck aufgekommen. Liegt es auch daran, dass von Jahr zu Jahr das Kirchensteueraufkommen steigt – nicht weil der Glaube, sondern weil die Konjunktur boomt? Den meisten Gemeinden, zumal im Westen Deutschlands, geht es wirtschaftlich gut. Die Kirchen müssen trotzdem sparen. Wegen der Niedrigzinsen brauchen die Pensionsfonds für ihre Pfarrer Aufstockung.

Aber wenn Politik und Kultur beginnen, die Reformation und ihren Superstar zu feiern, wächst vielleicht auch in der evangelischen Kirche noch mehr Lust an der Lutherdämmerung.

Das Präsidium der EKD-Synode hat jedenfalls am Dienstag bekannt gegeben, dass es Schlüsse aus dem Reformprojekt ziehen will. Bis zur nächsten Synode in einem Jahr – übrigens um die Ecke in Bonn – sollen 30 Scouts Thesen zur Zukunft der Kirche vorbereiten und damit Handlungsfelder benennen. Ihr Ergebnis und das, was das Präsidium daraus machen will – die Präses Irmgard Schwaetzer hat das Projekt zur Cheffinnsache erklärt – sollen in Bonn präsentiert und diskutiert werden. Die Synode will am Ende des Lutherjahres einen Aufbruch fördern. Es geht am Ende um eine einzige Frage, denen die Thesen und die Diskussionen dienen sollen, eine, die auch alle Untersuchungen über die evangelische Kirche benannt haben: Die Frage nämlich, wie künftig die Weitergabe des Glaubens funktionieren kann.

Danke fürs Zuhören.